



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reisescenen aus Peru. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Freien, von dem Sternschen Verein und dem Domchor unternommen, denen der helle, frische Klang der Soprane, die gesunde, auf den natürlichen vier Stimmen beruhende Vollstimmigkeit und der reiche Schmuck schöner, gebildeter Frauen einen viel größeren Reiz verlieh, als bloßen Männergesangsfesten jemals eigen sein kann. Das Fest des Sternschen Vereins fand in Treptow, am Ufer der Spree, das des Domchors in Schulzendorf, nahe bei Tegel, am Rande des dunkel schattigen Waldes statt. Zahlreich hatten sich Zuhörer zu beiden eingefunden; die sinnigen und heitern Lieder tönnten in trefflicher Ausführung weithin ins Freie.

Reisescenen aus Peru.

1.

Ein Deutscher, oder, wenn man will Deutsch-Amerikaner, durch irgend welches Schicksal nach Peru in das Thal des Harpafusses verschlagen, fand daselbst im Juli 1854 die dortige Gesellschaft voll Aufregung über das Erscheinen eines Zugs von Fremden, die weder Spanisch noch die dort heimische Indianersprache Quichua redeten. Die hohen Biberhüte und die rothen und blauen wollenen Hemden, die sie dem allgemeinen Gerücht nach trugen, charakterisirten sie dem in californischen Sitten heimischen Deutschen sofort als einen jener Züge von Diggers, welche die abnehmenden Goldernten in dem Eldorado Nordamerikas bewogen, schwarmweise nach andern Strichen der westlichen Halbkugel aufzubrechen, um dort neue Gruben des edeln Metalls aufzuthun. Die Hoffnung, unter den californischen Abenteurern auch einige Landsleute zu finden, trieb den Deutschen an, trotz allen Ab Rathens seiner creolischen Wirths einen Ritt nach Ayacucho zu wagen, wo die Fremdlinge grade Rast halten sollten. Ein Wagstück war der Ritt allerdings, denn Peru befand sich damals in voller Revolution. Die Regierungstruppen hatten sich von Ayacucho auf Huanta zurückgezogen und die erstere Stadt angeblich in den Händen des in den umliegenden Pampas wohnenden Indianerstammes, der wilden und grausamen Morochucos, gelassen. Wie gewöhnlich bei südamerikanischen Revolutionen handelte es sich auch dies Mal nicht um politische Principien, sondern die Erhebung war eine Folge von persönlichen Rivalitäten um die Präsidentschaft, zu der sich dort jeder für berechtigt hält, der es bis zum General gebracht hat — ein Grad, der in ganz Südamerika mit unglaublicher Verschwendung ausgetheilt wird. Das erste Signal zu der diesjährigen Revolution hatte zwar ausnahmsweise kein Militär gegeben, sondern Don Domingo Elias, einer der reichsten Grundbesitzer des Landes, aber selbst die beträchtlichen Geldmittel, über die er verfügte, konnten ihm nicht die ihm fehlenden Sympathien des Heeres ersetzen

und sein Unternehmen war schon so gut als gescheitert, als er in dem General Castilla einen unerwarteten Bundesgenossen fand. Dieser Castilla war der Amtsvorgänger des damaligen Präsidenten der Republik, Echenique, und übte anfangs über seinen Nachfolger eine unbedingte Herrschaft aus. Schließlich fiel es jedoch Echenique ein, selbst die Zügel der Herrschaft zu ergreifen; es kam zwischen ihm und Castilla zum offenen Bruch. Letzterer flüchtete nach dem Süden und errichtete in den reichen Provinzen Cuzco, Puna und Moquegua ein Heer von Insurgenten, welches Bolivia freundlich mit Geld und Mannschaften unterstützte. Die bewaffnete Macht des neuen Präsidentschaftscandidaten nahm den pomphaften Namen Ejército Libertador (Befreiungsheer) an und rückte den Regierungstruppen entgegen, die aber, Vorzucht als den besten Theil der Tapferkeit anerkennend, Ayacucho räumten und sich nach Huanta zurückzogen. Der schließliche Ausgang des Kampfes war, daß Echenique, den seine Soldaten in Stich ließen, nach England entflohen und Castilla den Präsidentsitz einnahm.

Es hatte sich jedoch der Sieg noch nach keiner Seite geneigt, als unser deutscher Landsmann den Ritt nach Ayacucho unternahm und seine Freunde mochten ihn wol mit einigem Bedenken aufbrechen sehen, denn amerikanische Prätendentenheere haben zumal vor dem entscheidenden Siege stets eine mehr oder minder nahe Verwandtschaft mit Räuberbanden und die Regierung weiß in ruhigen Tagen selten die wilden Indianer in Zaum zu halten, geschweige denn in Zeiten der regelmäßig wiederkehrenden Revolutionen. Aber im Ganzen gilt der Haß der Indianer immer mehr den Regierungsbeamten und ein Fremder, wenn er nicht grade ein Godo (ein Spanier) ist, wird von den revolutionären Parteien meistens als Neutraler behandelt. Diese Rücksicht und noch mehr die Sehnsucht, in den Nordamerikanern halbe Landsleute zu begrüßen, bestimmten den Deutschen endlich zur Reise. Was er auf derselben erlebte, erzählt er selbst sehr ausführlich in dem von Julius Fröbel trefflich redigirten deutschen „San Francisco Journal.“ Schritt für Schritt können wir ihn nicht begleiten, aber wir wollen versuchen, die interessantesten der von ihm erzählten Erlebnisse zu einer kleinen Skizze zusammenzudrängen, welche einigen Begriff von dem Leben und den Zuständen in jenem von Europäern nicht allzuoft betretenen Striche Südamerikas gibt.

Als der Reisende im heißen Mittagssonnenbrand auf müdem Maulthier die Stadt Ayacucho erreichte, waren die Straßen menschenleer und dichte Gardinen verhüllten die Balkone der mit bunten Gemälden geschmückten Häuser, denn alles hielt die vorschriftsmäßige Siesta. Dennoch lockte der selten um diese Tageszeit vernommene Hufschlag einige Neugierige an die Thüren, die den Fremden, ehe er sich nur erkundigen konnte, denn schon sein Neußeres verrieth den Abkömmling des kälteren Nordens, nach dem Corral wiesen, wo

die Nordamerikaner Herberge genommen hatten. Er brauchte nur einen Blick hineinzuwerfen, um zu sehen, daß sich seine Hoffnungen nicht getäuscht hatten, denn die ringsherum liegenden Aerte, Sägen, Flinten, Zinnpfannen, Kessel, Piken und sonstige Reise- und Bergwerksapparate ließen es außer allem Zweifel, daß hier eine Gesellschaft goldsuchender Californier rastete. Sie selbst umgaben bald den neuen Ankömmling und es zeigte sich nun, daß es der Mehrzahl nach Nordamerikaner, jedoch mit einer starken Beimischung von Deutschen und Irländern waren. Sie kamen nicht direct aus Californien, sondern hatten bereits ihr Glück in Australien versucht und sich von dort durch das neuauftauchende Gerücht von in Peru entdeckten unerschöpflichen Goldgruben verlocken lassen.

Sie waren nur eine einzelne Schar von mehr als 2000 Auswanderern, welche im Februar von Melbourne und Sidney nach Callao abgefegelt waren. Als sie dort ankamen, erfuhren sie freilich, daß sie von den Schiffscapitänen bitter getäuscht worden waren, deren Habgier das Märchen erfunden hatte, um bei dem Mangel von Waarenfracht ihre Schiffe mit lebendiger Fracht zu füllen. Die meisten der Auswanderer lungerten nun unbeschäftigt in Callao und Lima herum und in der unfreiwilligen Muße erhitze sich ihre Phantasie trotz der eben erfahrenen Täuschung bereitwillig an den zahlreichen Sagen von unerschöpflichen Goldlagern im Innern des Landes, die seit der Eroberung den Haupt- und Grundstock der Volkspoesie in Peru bilden. Die Speculationsucht der Einwanderer bemächtigte sich dieser Sagen und alsbald hatten sich 3 bis 4 besondere Gesellschaften gebildet, deren jede eine als besonders vielversprechend geschilderte Gegend auszubeuten gedachte. Die jetzt in Ayacucho eingetroffene war von den hochfliegendsten Hoffnungen erfüllt, die einer soliden Begründung leider nur zu sehr zu entbehren schienen, denn bei näherer Erkundigung zeigte es sich, daß ihre einzigen Gewährsleute eingeborene Peruaner waren, die nur Spanisch redeten, von welcher Sprache kein einziger der Goldsuchenden ein Wort verstand und daß der Uebermittler der so erlangten Auskünfte ein Dolmetscher war, dessen Anstellung aufhörte, sowie die Gesellschaft auseinanderging und der daher an dem Zustandekommen einer neuen Expedition ein ganz besonderes Interesse hatte. Der einzige Trost war noch, daß, so unbestimmt und phantastisch auch die Angaben über den Reichthum der aufzufindenden Goldgruben lauteten, wenigstens über die Dertlichkeit, wo sie zu finden sein sollten, kein Zweifel mehr bestand. Dr. G., ein in Peru wohlangehener und als Geolog bekannter Mann, dem die Nordamerikaner die einzige, auf einige Glaubwürdigkeit Anspruch habende Auskunft verdankten, hatte ihnen eine von ihm selbst entworfene Karte eines Landstrichs mitgegeben, den er bei seinen vor zehn Jahren im Auftrag der Regierung vorgenommenen Messungen besonders goldreich befunden hatte. Sie umfaßte das Bergland

(die Montaña) von Paucartambo und namentlich den südöstlichen Theil desselben, wo zwei den Fluß Marcapata entlang laufende Hügelketten, Baziri und Kamanti, als besonders der Beachtung werth bezeichnet waren. Soviel stand wenigstens fest, daß in früheren Zeiten die Indianer in jener Gegend ergiebige Goldwäschen gehabt hatten und auch noch in neuester Zeit hatten mehrfach Reisende in diesem Landstriche goldhaltige Geschiebe gefunden. Freilich war dies noch lange kein Beleg für einen solchen Reichthum, wie ihn Dr. C. geschildert hatte, der oftmals nach heftigen Regengüssen die Flüsse ganz gelb und glänzend von dem mit dem losgespülten Sande darin schwimmenden Golde gesehen haben wollte und behauptete, seine von der Oberfläche genommenen Prospekte (Waschproben) hätten selten weniger als 4 bis 6 Loth die Pfanne gegeben, während die Goldschmiede in Cuzco aus seinen mit verschiedenen Schichten des Bodens gefüllten Satteltaschen nicht weniger als 12 Loth gewonnen hätten. Auch mit Schilderungen von Quarzblöcken, in denen man deutlich die Goldadern schwimmen sah, wußte er die Phantasie zu reizen und doch war Dr. C. im Uebrigen ein glaubenswerther Mann; aber wenn ein Peruaner von den Goldschätzen seines Landes zu reden anfängt, so geht sicher seine Phantasie mit seinem Verstande durch. Wie oft hört man den Bewohner des ärmlichsten Rancho mit flammenden Augen von den unermesslichen Schätzen erzählen, deren Lagerstätte er selbst oder wenigstens sein Vater entdeckt hat; und wenn man dann verwundert fragt, warum nicht er selbst, der doch gewiß nicht in der Lage ist, solchen Reichthümern freiwillig zu entsagen, den Schatz längst gehoben habe, so kommt die gewöhnliche Klage über los barbaros, die Indianer, die mit jedem Jahre furchtbarer werden und denen mit Erfolg entgegenzutreten der energielose Creole Südamerikas längst die Hoffnung verloren hat. Den dazu nöthigen Muth erwartet er nur von den Nordamerikanern, deren Einwanderung er mit einem aus Beschämung über die eigne Unzulänglichkeit und freudiger Hoffnung auf die nun zu erschließenden Reichthümer gemischten Gefühle sieht.

Unser deutscher Landsmann fand die aus 21 Personen bestehende Gesellschaft, der er sich sofort anschloß, mit allen zu ihrem Unternehmen nöthigen Gegenständen wohl ausgerüstet und auch ausreichend mit Waffen versehen, denn alle besaßen fünf- bis sechs-läufige Revolver und Büchsen. Jeder war mit einem Bowiemesser und viele außerdem noch mit Hirschfängern bewaffnet.

In Ayacucho waren sie grade zur rechten Zeit angekommen. Die Regierungstruppen hatten die Stadt seit mehreren Tagen geräumt und man sah voller Angst stündlich einer Heimsuchung von den für Castilla aufgestandenen Morochucos entgegen, die geschworen hatten die Stadt in Brand zu stecken, wol weniger der schlechten Gesinnung wegen, als der Beute, die ihnen dabei in Aussicht stand. Unter solchen Umständen war den rath- und hilflosen Creolen

die Gegenwart von 20 wohlbewaffneten Nordamerikanern, die ihnen wie eine Art Nordlandsrecken erscheinen mochten, ein nicht geringer Trost. Anfangs hatte man sich von ihnen als Regern wol scheu zurückgezogen; die Angst vor den Indianern heilte aber wunderbar rasch die Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Fremdlinge und die ganze Stadt schleppte ihre Habseligkeiten nach dem Corral, den die Amerikaner zur Herberge erwählt hatten und freudestrahlend flüsterten sich auf den Straßen die Spießbürger des Orts zu, wie einzelne, als Espione in die Stadt geschlichene Indianer sich beim Anblick der bewaffneten Dankees erschrocken wieder zurückgezogen hätten. Eine Bitte der Stadtbewohner, sie bei der Bildung einer Nationalgarde zu unterstützen, lehnten jedoch die Amerikaner klüglich ab; sie wollten Gold im Lande suchen und keine Politik treiben und standen mit Recht an, für eine der kämpfenden Parteien aufzutreten, da jede noch die Oberhand gewinnen konnte.

Die mehrfach erwähnten Morochucos sind neben den Tschuchanos fast die einzigen Indianerstämme, welche ihre alte Volkseigenthümlichkeit bewahrt haben. Aber während der Stamm der Tschuchanos unabhängig von der peruanischen Regierung, welcher er nie einen Tribut bezahlt hat, auf den lieblichen Berggalden um Huanta lebt und jetzt noch nur den Rey als seinen Herrn anerkennt, thut sich der Morochuco, ein die herdenreichen Pampas der kalten Puna bewohnendes Reitervolk, viel auf seine republikanische Gesinnung zu Gute. Er schreibt sich einen großen Theil des Ruhms der günstigen Entscheidung der Freiheitschlacht von Ayacucho, die der spanischen Herrschaft in Südamerika den letzten Stoß versetzte, zu und hat sich seitdem stets mit Eifer an allen Revolutionen betheiliget. Zwischen ihm und der seinem Sitz nahegelegenen Stadt Ayacucho, die in Vergleich mit ihrer Umgebung und nach peruanischen Begriffen reich genannt werden kann, hat stets die größte Feindschaft bestanden und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die Bewohner derselben, trotz der Proclamationen Castillas, welcher jede Plünderung aufs strengste zu ahnden drohte, einige Besorgniß für ihr Eigenthum fühlten.

Reisefertig waren die Dankees, aber ausbrechen konnten sie noch nicht. Ohne Rücksicht auf die politischen Zustände des Landes zu nehmen, hatten sie sich in Lima von der dortigen Regierung Pässe nach dem Amazonenstrom ausstellen lassen, die, als sie in die Gegenden kamen, welche die Revolution anerkannt hatten, von den Behörden nicht für gültig angesehen wurden. Da ihnen zudem bei dem Abzug der Regierungstruppen General Deustua sämtliche Papiere abgenommen hatte, so blieb ihnen nichts übrig, als die Ankunft Castillas abzuwarten, der in einigen Tagen eintreffen sollte und von dessen Gunst sie allein hoffen durften, Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise zu bekommen. Bereits am nächsten Sonntag langte die Nachricht an, daß der Revolutionsgeneral nur noch zwei Leguas von der Stadt entfernt sei und noch

im Laufe dieses Tages seinen Einzug halten werde. Im Nu gewann alles einen festlichen Anstrich, die geschmückten Kirchen glänzten im Scheine unzähliger Kerzen, lange Fahnen wallten überall von den Balkonen und in der nach dem Markte führenden Straße erhoben sich grüne, mit Blumen geschmückte Triumphbögen. Aber mitten in den freudigen Jubel der guten Bürger, nächste Nacht wieder unter dem väterlichen Schutze der Bajonette schlafen zu können, fielen plötzlich wie ein lähmender Donner Schlag die langgezogenen dumpfen Töne des Kuhhorns, das von fern herüberschallte. Bald klangen die Straßen wieder vom Gestampfe der Pferde und dem Klirren der Waffen und unter dem zur Feier der Wiederkehr gesetzlicher Ordnung erbauten Bogen erschien der Vortrab der Morochucos. In langem Zuge zu zwei nebeneinander umritten sie, etwa 3 bis 4000 Mann stark, die Plaza und stellten sich rings um dieselbe auf. Die Spitze bildeten sechs Kuhhornträger, denen der Caudillo mit seinen Häuptlingen und dann die übrige Reiterei folgte, alle auf den kleinen, aber unverwüsthlichen Pferden der Puna, mit langen Lanzen und zuweilen einem verrosteten Säbel oder einer Flinte ohne Schloß. Dann kamen diejenigen, die ein Pferd weder besaßen, noch hatten austreiben können, zu Fuß, eine höchst buntscheckige Sammlung aller möglichen Waffengattungen aufzeigend, die bei den letzten mit einem knorrigen Knüppel etwas drastisch schloß.

Mit starrem Entsetzen schauten die Ayacuchaner auf die zerrissenen Ponchos und die finsternen Indianerphysiognomien, welche die Möglichkeit der ihnen zugeschriebenen Greuelthaten grade nicht Lügen strafen und mehre warfen sich eiligst in die Sättel, um die Ankunft der nachrückenden regulären Truppen zu beschleunigen. Dennoch wäre es wol zu keinen Gewaltthätigkeiten gekommen ohne die Amerikaner, von denen sich zwei mit unvorsichtiger Neugier etwas zu nahe an den Indianerhausen drängten. Ihre ansehnlichen, starken Pferde erregten die Aufmerksamkeit des Häuptlings und seine Geberden ließen es den Amerikanern rathsam finden, sich zu entfernen. Ehe sie jedoch noch ihre Wohnung erreichten, kam ihnen eine Abtheilung Morochucos mit hochgeschwungenem Lasso nachgesprengt und die Verfolgten hatten eben noch Zeit sich vom Pferde zu werfen und zu ihrer Hofthür hineinzuschlüpfen, um den über ihren Köpfen wirbelnden Schlingen zu entgehen. Die Pferde blieben jedoch draußen und die Indianer wollten sie eben fortführen, als einer von den Yankees einen Revolver auf sie anlegte, worauf sie die Beute wieder losließen. Aber mittlerweile waren andre Indianer nachgeeilt, die schreiend und tobend gegen das Hofthor drängten, während drinnen die Amerikaner sich mit den in einem nahen Speicher lagernden Ballen Alpaca- und Vicunawolle zu verbarricadiren angingen. Allem Anschein nach wäre es hier zu einer kleinen Belagerung gekommen, wenn nicht jetzt der Ruf ertönt wäre: sie kommen, sie kommen! der

den Lärm verstummen machte und die Indianer bewog, sich zur feierlichen Einholung zu ordnen. Denn es kam wirklich das *ejercito libertador del Sur*, und *Su Excellencia, el bene merito general Don Ramon Castilla, Gran Mariscal; Presidente de la Republica y libertador del Peru* wurde bei seinem Erscheinen auf dem Markte von dem die Luft mit Vivat erschütterndem Volke vom Pferde gehoben und auf den Schultern des süßen Pöbels in die Kathedrale getragen, wo ihn der Bischof und die Geistlichkeit zur Begehung eines feierlichen Hochamts erwarteten. Die Armee bestand aus etwa 4 bis 5000 Mann, die erste Division, der noch drei andre folgten, leidlich gut gekleidet und bewaffnet, und schien allerdings einen Anflug von Enthusiasmus zu besitzen, ohne den sie auch nicht so rasch hätte geschaffen werden können. Die Peruaner betheuerten stets mit echt römischem Stolze, sie sei aus der Erde gestampft.

Es wurde den Amerikanern nicht leicht, eine Audienz bei Castilla zu erlangen, aber endlich erreichten sie ihren Zweck durch einen glücklichen Zufall. Der Deutschamerikaner, den die Goldsucher zu ihrem Abgeordneten ernannt hatten, war grade in Unterhandlungen mit dem Geheimsecretär des Generals, einem jungen intelligenten Advocaten begriffen, als die Thür aufging und Castilla eintrat, um durch das Zimmer nach seinem Bureau zu gehen. Er ist ein Mann von etwa 50 Jahren, klein von Wuchs, aber fein gebaut, mit verhältnißmäßig etwas zu langem Kopfe. Sein Gesicht besitzt einen Ausdruck großer Entschlossenheit, der sich deutlich aus der scharfgebogenen Nase, aus der hohen Stirn und aus den kühnen grauen Augen, die unruhig unter den buschig weißen Augenbrauen umherrollen, ausspricht, obwol in den letzteren dann und wann der Funke jener finsternen Tücke glüht, die auch bei lange fortgesetzter Mischung nie ganz aus dem indianischen Blute zu vertreiben ist. Sein Vater soll Maulthiertreiber gewesen und er anfangs diesem Berufe gefolgt sein, bevor er schon in früher Jugend in Kriegsdienste trat, wo er sich durch Unerbrochenheit und Geistesgegenwart rasch in die Höhe schwang. Jedenfalls gereicht es ihm zum Verdienst, daß er seine Präsidentschaft ohne Unruhen bis zum gesetzlichen Ende brachte — ein in Peru bis dahin unerhörtes Beispiel — und an seiner Popularität (freilich mehr bei den niedern Classen) läßt sich, trotz seiner oft zu brutaler Rohheit ausartenden Härte nicht zweifeln, da der für ihn glückliche Verlauf der Revolution wesentlich durch dieselbe bedingt wurde. Sie beruht auf Beweisen persönlicher Tapferkeit, die er wiederholt gegeben, auf seiner Unerbrochenheit, wie er z. B. auf seinem Zuge gegen Vivanco unbewaffnet mitten unter eine Schar Aufständischer trat und sie zur Pflicht zurückführte und endlich auf seiner Bereitwilligkeit, im Felde stets die Strapazen des gemeinen Soldaten zu theilen. Bei den höhern Classen ist er allerdings nicht beliebt und sie neigen sich eher seinem Gegner zu. Dies macht jedoch wenig in einem Lande aus, wo sich die weichlichen Creolen stets

vor den energischern Halbblutragen, aus denen sich das Heer recrutirt, beugen müssen.

Der Deutschamerikaner ließ sich dem Präsidenten vorstellen und trug ihm seine Angelegenheit vor. Castilla warf ihm einen scheelen, mißtrauischen Blick zu und frug, ob die Gesellschaft mit Pässen des nordamerikanischen Gesandten in Lima versehen sei, was leider verneint werden mußte. Darauf befahl er ohne weiteres Besinnen, daß der Polizeipräsident Sorge zu tragen habe, daß die Fremdlinge die Stadt binnen 24 Stunden in der Richtung, in der sie gekommen, verließen.

Eigentlich, meinte er, sollte er sie gar nicht ruhig ziehen lassen, denn Briefe von der Küste versicherten ihm, daß sich bewaffnete Nordamerikaner auf der Straße befänden, um gegen ihn zu conspiriren. Als darauf der Abgeordnete zum Beweis der politischen Harmlosigkeit der Expedition einen Empfehlungsbrief hervorzog, den ihnen der früher erwähnte Dr. E. an einen Freund in Cuzco, den Obersten B., mitgegeben, machte er die Sache nur schlimmer. Ich lese keine Briefe, sagte Castilla, theilen Sie mir seinen Inhalt mündlich mit; zufällig aber warf er einen Blick auf die Adresse und rief nun aus: „Wie! Sie wagen mir einen Brief mit solcher Bestimmung zu geben? Das ist einer der eifrigsten in der schlechten Sache!“ und nachdem er die Unterschrift gelesen hatte, übergab er das Schreiben mit den Worten „ich kenne den Intriguanten, prüfen Sie den Brief auf das sorgfältigste,“ dem Secretär und verließ, dem Abgeordneten noch einen andern vernichtenden Blick zuschleudernd, das Zimmer. Der verhängnißvolle Brief enthielt nun allerdings weiter nichts als eine Mittheilung der Pläne der Gesellschaft, mit der Bitte, ihr zur Erreichung derselben behilflich zu sein; aber der Absender, Dr. E., hatte einen Sohn im Heere Echeniques und Oberst B., an den er gerichtet war, galt für einen entschiedenen Anhänger des limanischen Präsidenten, obgleich er an der gegenwärtigen Bewegung keinen thätigen Antheil genommen hatte. Dies und die Abwesenheit von Pässen des nordamerikanischen Gesandten in Lima, der für einen Begünstiger der Pläne Castillas galt, genügte dem mißtrauischen Charakter des Revolutionsgenerals und er verschärfte seinen frühern Befehl noch damit, daß er jeden von den Amerikanern, der binnen 24 Stunden noch in der Stadt betroffen würde, in Eisen zu legen drohte. Trotz dieses schroffen Bescheids gab der Abgeordnete seine Sache noch nicht auf, sondern trat dem General, als dieser wieder im Zimmer erschien, entgegen und betheuerte ihm, daß seine Excellenz nirgends bessere Freunde finden könnte und daß es höchst bedrückend wäre, sich grade von dem großen Manne verkannt zu sehen, von dem seine Auftraggeber allein auf Unterstützung gehofft hätten. Vielleicht aus Neugier, vielleicht durch eine der Bemerkungen frappirt, blieb der General einen Augenblick stehen und diesen günstigen Moment ergriff nun rasch der

Abgeordnete, um so gut es ohne alle Vorbereitungen gehen wollte, eine möglichst wohlgefezte Anrede zu halten, in welche er einfließen ließ, daß sie, die Amerikaner, als die Söhne freier Länder und aufgewachsen unter geregelten Institutionen nie mit einer schwachen und despotischen Regierung, wie die jetzige Lima's, Sympathisiren könnten, daß sie genug vom Zustande Perus gesehen hätten, um zu wissen, daß bei der allgemeinen Liebe des Volkes für ihn der Sieg nicht zweifelhaft sein könne, daß aber auch nur, wenn eine kräftige Hand, wie die seinige, die Zügel der Regierung führe und für das Land die glücklichen Zeiten seiner ersten Präsidentschaft erneuere, eine Expedition gleich der in Rede stehenden der Amerikaner, deren Folgen für Peru unermesslich sein könnten, zu gedeihen vermöchte. Diese und ähnliche Schmeicheleien brachten allmählig ein Gespräch zu Stande, in welchem der Präsident zugab, daß allerdings in der Exploration der Goldminen Paucartambos, sowie überhaupt in der Colonisation der Montaña die höchsten Interessen des Staates berührt würden, daß das Zustandekommen derselben eine Lebensfrage für Peru sei und daß er von jeher alle dahin zielenden Unternehmungen mit besonderer Vorliebe betrachtet habe und auch ferner stets soviel in seinen Kräften stehe unterstützen werde. Nur die gegenwärtige Zeit fand er wenig angemessen für ein solches Unternehmen. Er erkundigte sich auch, ob die Gesellschaft mit dem nöthigen Capital versehen sei; doch wußte der Abgeordnete die Beantwortung dieser verfänglichen Frage — denn das Befreiungsheer litt nicht an Ueberfluß von Geldmitteln — geschickt zu umgehen und als der Präsident nochmals auf das ihn zu Ohren gekommene Gerücht von fremden Spionen zurückkam, bat er ihn eine Commission zu ernennen, welche sich durch den Augenschein überzeugen sollte, daß die Ausrüstung der Expedition nur zur Verfolgung friedlicher Zwecke geeignet sei. Darauf ging Castilla ein und am Abend erschien der Polizeipräsident mit einigen Offizieren in dem Corral der Amerikaner und gab nach Besichtigung der Werkzeuge bereitwillig die Erklärung, daß allerdings hier nur von einer Bergwerks- und nicht von einer militärischen Expedition die Rede sein könnte.

Die schöne Aussicht nun bald abreisen zu können, blieb jedoch nicht lange ungetrübt, denn als am andern Morgen, in der Erwartung die Pässe ausgehändigt zu bekommen, der Abgeordnete sich bei dem Secretär einfand, erklärte ihm dieser, daß der Präsident immer noch bei seinem früheren Beschlusse beharre. Allerdings sei gestern Abend noch Castilla geneigt gewesen, die Amerikaner unangefochten ihre Straße ziehen zu lassen, aber seitdem hätten sich die Verhältnisse geändert. Es waren diese Nacht ein eben aus Lima eingetroffener Engländer und ein schon länger im Lande befindlicher Nordamerikaner verhaftet und der Spionage überführt worden und von der Reisegesellschaft hatte einer im Rausche Streit mit einer Schildwache bekommen, die

Bistole gegen sie gezogen und gegen die Offiziere aufrührerische Reden geführt. Dies hatte den Präsidenten wieder mißtrauisch gemacht und gegen die Fremden gereizt und der Secretär theilte mit lebhaften Ausdrücken des Bedauerns als letzten Beschluß Sr. Excellenz mit, daß die Amerikaner außerhalb seiner Vorposten bis Huancavelica (halbwegs zwischen Ayacucho und Lima) zurückgehen und dort erst die von dem amerikanischen Gesandten in Lima auszustellenden Papiere erwarten sollten. Ein abermaliger Versuch, den Präsidenten anzureden, als er wieder durch das Zimmer ging, blieb ohne allen Erfolg und er gab nur in barschem Tone zur Antwort: „ich habe meinen Willen schon mitgetheilt, ich kann nicht bei weiterem Vorrücken bewaffnete Leute in meinem Rücken lassen“ — eine Bemerkung, deren strategische Richtigkeit gar nicht in Zweifel gezogen werden kann, wenn man bedenkt, welches Unheil ein Armeecorps von 20 bewaffneten Nordamerikanern im Rücken des Befreiungsheeres anrichten konnte! Alle Bemühungen, noch eine Unterredung zu erlangen, waren von nun an umsonst, obgleich der Abgeordnete bis Abends neun Uhr nicht aus dem Vorzimmer wich; es gelang ihm nicht einmal die Offiziere und den Bischof, um deren Fürsprache er sich bewarb, für sich zu gewinnen und es wurde ihm sogar schwer, sich bei ihnen Gehör zu verschaffen, denn die ungnädige Stimmung des Präsidenten wirkte alsbald auf seine Umgebung zurück. Todtmüde mußte sich endlich der Abgeordnete entschließen, seinen Posten zu räumen, wendete sich aber erst noch einmal an den Secretär, der von Haus aus für die Unternehmung der Amerikaner sehr viel Theilnahme an den Tag gelegt hatte, mit der Bitte, ihm aufrichtig zu sagen, ob noch etwas zu hoffen sei. Ich bezweifle es fast, gab der Secretär zur Antwort, aber lassen Sie den Muth nur nicht ganz sinken, denn vielleicht ist doch noch etwas auszurichten; meiner Unterstützung wenigstens können Sie versichert sein. Mit diesem kärglichen Troste kehrte der Deutschamerikaner zu den Seinigen zurück, die nun zu berathen anfangen, was zu thun sei. Die Debatte war sehr stürmisch und anfangs schien die Mehrzahl sich Gewaltmaßregeln zuzuneigen. Einige schlugen vor die Reise fortzusetzen, ohne sich weiter um Castilla zu kümmern, andere wollten sich im Corral verschanzen, noch andere meinten, es sei am besten, einen Guerillakrieg anzufangen, da man ihnen nun einmal diese Absicht zutraue. Zuletzt behielten jedoch die Besonnenern die Oberhand und man beschloß, die Abstimmung bis morgen aufzuschieben. Sie brauchte gar nicht vorgenommen zu werden, denn unerwartet trat am andern Morgen eine günstige Wendung der Dinge ein. Als nämlich der Deutschamerikaner sich wieder im Bureau des Secretärs einfand, ließ ihn dort ein glücklicher Zufall einen alten Bekannten finden, einen Dr. B. aus Huancayo, der während der Revolution in seiner Provinz für Castilla die aufopferndste Thätigkeit an den Tag gelegt hatte und deshalb großen Einfluß auf ihn besaß. Er versprach sogleich, diesen

zu Gunsten seines Freundes zu verwenden und seinen und des Secretärs Bemühungen gelang es endlich, die Angelegenheit der Amerikaner einem glücklichen Ende zuzuführen. Am Nachmittage konnte der Secretär dem Abgeordneten mittheilen, daß der Präsident Ayacucho mit den Truppen verlassen und die Ordnung der Passangelegenheit ganz der Discretion des Secretärs überlassen habe. Die Versicherung, daß die Fremdlinge sich nicht mit einer in leeren Worten ausgedrückten Dankbarkeit begnügen würden, blieb nicht ohne Einfluß und am nächsten Morgen empfing die Gesellschaft die lange ersehnten Pässe, wogegen der Secretär die Güte hatte, einen schweren Ring von californischem Golde als Andenken anzunehmen. Eben als der Deutschamerikaner seinen zukünftigen Reisegefährten unter donnernden Cheers den Erfolg seiner Sendung mittheilte, traf der vor zwei Tagen von Castilla decretirte Verbannungsbefehl ein, der jetzt natürlich ohne weitere Folgen blieb. Man beschäftigte sich aufs eifrigste mit Packen und Reisevorbereitungen und schon am nächsten Tage sahen sich die Amerikaner in Stand gesetzt, der Stadt Ayacucho, der sie unfreiwillig mehre Tage hatten widmen müssen, den Rücken zu kehren.

Der Weg der Reisegesellschaft folgte dem Längsthale, das sich durch die ganze Cordillera zieht, vielfach von kleinen, von Westen nach Osten streichenden Höhenketten oder den von den Flüssen gebildeten Quersurchen durchschnitten. Abgesehen von den von den Indianern für leichtere Ladungen benutzten Lamaherden, reist man auf Pferden oder Mauleseln und selbst die Ausdauer dieser Thiere reicht manchmal kaum aus, um die steinigten Pfade der Legua weit aufsteigenden Guestas zu erklimmen, deren dünne Luft bei den noch nicht an das Klima gewöhnten Reisenden stets die Symptome vollständiger Seerkrankheit hervorruft. Die ganze Erhebung zwischen der Piedra Parada, wo man von Lima aus zuerst den Kamm überschreitet, bis Cuzco, mag zwischen 6000 und 15,000 Fuß liegen und der Charakter der Gegend wechselt mit jedem 1000 Fuß höher oder niedriger oft verschiedene Male am Tage von der kahlen öden Puna, wo nur hin und wieder die blitzschnelle Erscheinung der schlanken Vicunnas oder der stolz dahinschwebende Condor die Grabesruhe der Natur unterbricht, bis zu den im lichten Grün der Zuckerselder erglänzenden Thälern, wo Schlangen in dem Schatten dichter Büsche lauern und Züge buntgefärbter Papageien die Luft mit ihrem schrillen Kreischen erfüllen. Zwischen beiden Extremen liegt der mittlere Gürtel, die eigentliche Sierra, welcher die Cactuspflanzen einen Ausdruck starrer Eintönigkeit aufprägen. Die Gletscher der hohen schneebedeckten Kette, die man fast nie aus dem Gesichte verliert, vermeidet der sich an ihrem Fuße hinschlängelnde Weg und die eigentliche Tropenvegetation erblickt man erst in ihrer ganzen Ueppigkeit, wenn man sich in den westlichen Abhängen der Küste und noch mehr in den östlichen der Montaña der Meeresfläche nähert.

Die Reisegesellschaft führte nicht weniger als dreißig und einige Lastthiere mit sich und da das häufige Umpacken ziemliche Zeit in Anspruch nahm, so gelang es selten mehr als sieben bis acht Leguas an einem Tage zurückzulegen. Der Aufbruch geschah meistens schon vor der ersten Morgendämmerung, die Thiere wurden zusammengetrieben, gefastet und beladen, zuweilen rasch eine Tasse Chokolade gemacht und dann wurde der Ritt meistens bis Abend fortgesetzt, — nur unterbrochen von einer kurzen Mittagsrast an einem Bergwasser, um einen Imbiß aus Käse, Brot und Pisco (ein nach dem Orte seiner Fabrication genannter Traubenbranntwein) einzunehmen. Abends bei der Ankunft in einem Dorfe oder einer Poststation wurde ein grade leerstehendes Gebäude bezogen, oder in Ermanglung eines solchen durch Hilfe der Ortsgemeinde ein bewohntes geräumt und so ein Quartier gewonnen, was den Reisenden freilich weiter nichts darbot, als vier leere Lehmwände. Das Lager wurde aus den mitgebrachten Sätteln und Decken bereitet, und als Speise mußte man froh sein, wenn die Reisenden nicht selbst Borräthe mit sich führten, die heißgepfefferte Chupe (Kartoffelsuppe) mit einer winzigen Zuthat von Fleisch oder Eiern, wenn es hoch kam, vorzufinden. Das oft schwer aufzutreibende Pferdefutter besteht in Klee, grüner oder ausgedroschener Gerste, Maiskorn oder getrockneten Maishalmen, aber in den kältern Theilen der Puna, oder wenn sich vor Einbruch der Nacht kein Quartier erreichen läßt und der Reisende mit einem Bivouac im Freien vorlieb nehmen muß, müssen die an den Vorderfüßen zusammengekoppelten Thiere sich ihre spärliche Nahrung selbst auf dem steinigten Boden suchen.

Am Rio Pampas kamen die Reisenden über die erste der bekanten peruanischen Hängebrücken, und erreichten noch dieselbe Nacht Chinchero, wo der Ortspfarrer, als er den Zweck der Expedition erfuhr, ihnen eine ganze Reihe Geschichten von dem Goldreichtum der Montaña, dem Reiseziel der Expedition, erzählte, deren Glanzpunkt folgende Sage bildete:

„Zur Zeit, als noch die Portugiesen unsere besten Minen im Besitz hatten und durch ihre unchristlichen Zaubermaschinen unermessliche Quantitäten des Metalls aus den innersten Eingeweiden der Erde herauszogen, hatte sich an dem unter dem Namen Goropukno (Goldfett) bekannten Felsen ein Dom. N. niedergelassen, der die armen Indianer auf die schrecklichste Weise presste, so daß ganze Familien, ganze Dörfer in seinen unterirdischen Gruben dahinstarben. Aber ihn rührte nicht menschliches Elend, er kannte keine Thränen, sein Herz hing am Golde. Seinen Reichtum, der sich von Jahr zu Jahr mehrte, benutzte er nur, um seine Arbeiten auszudehnen, seine Gänge weiter und weiter zu treiben, und in diesen Schritt der Todesengel. Jedes neue Thal, das sie berührten, verwandelte sich in eine Wüste, die unbearbeiteten Felder überwucherten mit Unkraut, die hirtlosen Herden zerstreuten

sich in den Einöden und unbegraben lagen die Leichen der vorher in ihrer friedlichen Abgeschlossenheit so glücklichen Bewohner. Da erschien das Gesetz des Rey, wonach jeder Portugiese bei Todesstrafe innerhalb eines Monats das Land zu verlassen hatte, und er, der den allgemeinen Haß gegen sich kannte und die Unfähigkeit sah, die angesammelten Schätze in der kurzen Zeit außer Landes zu schaffen, floh, ewige Rache schwörend allen Spaniern und ihren Abkömmlingen, in die Wildnisse der Montaña. Dort traf er die wilden Chunchus und vereint mit diesen Barbaren, deren Verachtung des göttlichen Gesetzes seinem lästerlichen Sinne zusagte, nahm er Theil an jenen mörderischen Einfällen, die manchem heiligen Priester die ersehnte Märtyrerkrone ausdrückten, und die einst blühenden Missionen von Paucartambo in ihren heutigen Zustand des Ruins brachten. Auch nach Carabayo trug er Feuer und Schwert und hoffte sich der Beten von San Juan del Oro zu bemächtigen, wo der 400 Pfund wiegende Goldklumpen gefunden worden war, dessen Uebersendung Karl V. mit der Verleihung des Adelspatentes an alle daselbst Ansässigen belohnt hatte. Dort indeß wurde er mit seiner ordnungslosen Bande zurückgetrieben, und um ihn zu trösten versprachen die Chunchus ihm größere Reichthümer denn jene zu zeigen; Reichthümer, die sie seit dem Falle des Inkareiches sorgfältig gegen alle Bearbeitung bewacht hätten. Sie führten ihn zum Berge des Samanti, wo noch gegenwärtig die Spuren der Straße zu sehen sind, auf welcher der Inka alljährlich seinen Zug von Cuzco dahin machte, um die goldenen Thränen seines Vaters, der Sonne, zu sammeln, und dem Portugiesen schwanden seine Sinne, als seine geübten Blicke auf diesen seit Jahrhunderten unberührten Hort fielen, gegen den alles, was er bisher gekannt hatte, in nichts zurücktrat. In wenigen Tagen war der ganze Berg in eine ungeheuere Werkstatt verwandelt. Mit der Hilfe seiner Freunde höhle er das Centrum desselben in ein großes Bett aus, und dahin leitete er alle die auf verschiedenen Punkten entspringenden Gebirgswasser. Es bildete sich ein weiter, tiefer See, und ein See von Gold. Gold brachte jede Welle, jeder Strom führte Gold; Gold wusch jeder Regentropfen aus der Erde, und alles dieses Gold sank in den See, füllte seinen Boden, bedeckte seine Wände, und hob sich langsam wachsend nach der Oberfläche empor. Gierig schauten die Augen des Portugiesen vom Morgen bis zum Abend in die funkelnde Masse, täglich sah er, wie sie mehr und mehr sich füllte, und berechnete ohne Unterlaß den Tag und die Stunde, wenn der letzte Tropfen Wassers erstarrt sein würde. Die Chunchus kamen oft ihn zu besuchen, freuten sich über seine guten Erfolge, aber riethen ihm, zufrieden zu sein mit dem, was er habe, es sei genug. Mit höhnischem Lachen antwortete er ihnen: Wie kann es genug sein, wenn ich nicht alles habe? Noch fehlt mir der beste Theil. Und neue Kanäle wurden gegraben, mehr Wasser rauschte herbei von allen Seiten und

schwerer und schwerer fielen die goldbeladenen Tropfen in den See. Die Chunchus kamen zurück, sie betrachteten mit Erstaunen, dann mit Schrecken die vermehrten Arbeiten. Sie zeigten dem nie die Ufer des Sees Verlassenden, wie der Berg auf allen Seiten durch seine Gänge ausgewaschen und unterhöhlt worden sei, wie er nicht mehr die unendliche Last des Goldes zu tragen vermöge, und wie die Regenzeit herannähe mit ihren Sturzgüssen. Vergebens waren Worte und Rathschläge. Die Seele des Habüchtigen war durch das glänzende Metall in seine Augen gebannt, er sah, er hörte, er fühlte, er dachte, er lebte nur Gold. Nur eine handbreitschmale Wasserschicht stand über dem festen Absatz. Das wird sich diese Nacht versteinern, sagte er zu sich, als er am Abend sein ruheloses Lager suchte, und morgen, dann bin ich reich genug, um alle Königreiche der Erde zu kaufen. Dieselbe Nacht zog ein furchtbares Unwetter über das Thal von Marcapata und um Mitternacht hörte man ein donnerndes Krachen, das weithin die Erde in ihren Grundfesten erschütterte. Am nächsten Morgen fanden die Chunchus meilenweit die Ufer am Fuße des Camanti von den Trümmern eines ungeheuern Bergsturzes bedeckt, und darunter liegen noch heute die Schätze Perus begraben.“

Waren solche Erzählungen geeignet, die Hoffnungen der Abenteurer auf das höchste zu spannen, so fehlte es dagegen andererseits nicht an solchen, welche sehr darnach angethan waren, eine abkühlende Wirkung auszuüben, wie sie denn gleich am folgenden Tage im Abancaythale mit einem Spanier zusammentrafen, der von seinen verunglückten Bergwerksoperationen in der Montaña viel zu berichten hatte. Sie trösteten sich darüber so gut sie konnten, und wurden dafür von dem Anblick der zweiten Abtheilung des Ejercito del Sur, die ihnen begegnete, erfreut. Es war meistens Artillerie, die, Lauf und Lafetten getrennt, auf Maulthieren über das Gebirge transportirt wurde. Eine herrliche Aussicht bot auf dem Wege von Andahuailas nach Huancarama, eine jener terrassenförmig sich aufthürmenden Bauten, welche den Inkas auf ihren Reisen als Rastplätze dienten und von dessen Höhe der Blick über eine lachende Mannigfaltigkeit gewundener und sich durchkreuzender Thäler schweifte, die an dem nahe gerückten Horizonte durch eine himmelhohe Wand weißer Bergriesen begrenzt wurden.

Den Apurimac mußten die Reisenden wieder auf einer Schwebbrücke überschreiten, die noch länger und wackliger war, als die erste. Das Thal des Apurimac besteht an dieser Stelle eben nur aus der schroffen Furche, die der reißende Strom zwischen den beiden senkrechten Felsenwänden gegraben hat, und nachdem das Maulthier sich den steilen Zickzackweg von beträchtlicher Höhe fast senkrecht herabgewunden hat, ist man plötzlich genöthigt, dieses in der Luft hängende Gebäude von durchaus nicht sehr Vertrauen erweckend aus-

sehenden Stricken zu betreten, um über den noch in bedeutender Tiefe dahin brausenden Fluß nach der anderen Seite zu passiren, während das Ganze in stets mit jedem neuen Fußtritte zunehmende Schwingungen geräth. Die Thiere, die immer nur sehr schwer und oft nur durch Knebelung zum Uebergange zu bringen sind, müssen abgepackt werden, eine schwierige Aufgabe, da der dem Felsen abgewonnene Raum kaum hinlänglich für die Passage selbst ist. In diesen engen Quebraden, wo durch die rings abprallenden Sonnenstrahlen eine erstickende Hitze erzeugt wird, überfallen den Durchreisenden solche Wolken kleiner Fliegen, von denen jeder Stich einen braunen Fleck hinterläßt, daß man auch bei dem raschesten Durcheilen mit einer anderen Hautfarbe herauskommt, als man sie betrat.

An den Apurimac knüpfen sich viele historische Erinnerungen aus der Vergangenheit Perus. Manco Capac, der zuerst die armseligen Indianer der Sierra um sich sammelte, dehnte seine friedlichen Eroberungen bis zu diesem Strome aus, den Mayta Capac später zum großen Erstaunen der ihm seitdem göttliche Ehren erzeigenden Anwohner mit einer Brücke überspannte, und an seinen Ufern sah Gonzalez Pizarro seine ehrgeizigen Pläne, deren Durchführung der ganzen Geschichte Südamerikas eine andere Gestalt gegeben haben würde, vernichtet und vor seinen schon durch den Glanz des Thrones geblendeten Augen das blutige Schaffot sich erheben, das er wenige Tage später auf dem Markte Cuzcos bestieg. Trüben Blickes deutet der verschlossene Indianer dorthin, wo sich flusabwärts auf beiden Seiten des Apurimac unersteigliche Bergmassen aufeinanderthürmen, in deren rauhen Felsenburgen die aus ihren Palästen vertriebenen Trümmer der Inkafamilie noch einige Zeit ein kümmerliches, aber unabhängiges Dasein fristeten. Auch der letzte Aufstand Tupac Amarus ging von dort aus. Noch jetzt sollen die Ruinen der damals gebauten Städte vorhanden und, wie die Sage des Volkes geht, große Schätze darin vergraben sein, aber ein neuerer französischer Reisender, der nach vielen Mühseligkeiten bis dahin vordrang, hat wenigstens von den letzteren nichts gefunden.

Von Apurimac aus ging die Reise zuvörderst durch die warme Quebrada Limatambos, und dann auf einen viele Stunden bergansteigenden Wege auf die morastige Hochebene Sutiri, wo man noch die guterhaltenen Reste der großen Heerstraße vorfindet, die vor der spanischen Eroberung Cuzco mit Quito verband. Auf dieser Ebene war es, wo zur Zeit des furchtbaren Aufstands der Canas der durch die wunderbare Erscheinung des Viracocha (dem Schaum des Meeres, dem später die weißen Männer, noch heute von den Indianern mit Viracocha angeredet, entstammten) inspirirten Sohn Jahuar-kuakaps, der nachherige Viracocha-Inka, die schon in wildem Schrecken zerstreuten Glieder seines Hauses um sich sammelte, und mit einem vom Mor-

gen bis zum Abend wüthenden Blutbade, das erst ein von den Priestern heraufbeschworenes Unwetter durch seine den Völkern der regenlosen Küste unbekanntes Donnerschläge entschied, die bereits wankende Herrschaft des patriarchalischen Despotismus von neuem befestigte. Nur noch ein niedriger Kamm trennte die Reisegesellschaft von ihrem vorläufigen Ziele, der Stadt Cuzco, die sie nächsten Tags erreichten, und wohin wir sie binnen kurzem zu begleiten hoffen.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel. 3. September. Der Brand von Kadikoj war, wie ich Ihnen bereits berichtete, einer der bedeutendsten, die ich hier erlebt habe, nicht in Anbetracht der Zahl der dadurch zerstörten Häuser, denn alles in allem mag sich dieselbe auf kaum mehr als zweihundertundzwanzig belaufen, nebst einer Kirche, einer Moschee und einer Schule, wol aber in Hinsicht auf die Intensivität der Feuersbrunst, auf die Größe des Schauspiels, welches sie gewährte, und auf die Werthe, welche dabei zu Grunde gegangen sind. Man kann behaupten, daß kaum irgendein Stadtviertel der großen türkischen Capitale, Pera und Galata ausgenommen, den niedergebrannten Theil des besagten Dorfes, welcher an der Stelle sich erhebt, wo die alte Stadt Chalcedon gestanden, an Wohlthätigkeit, ja an Reichtum übertrifft. Hier hatten nicht nur mehre osmanische Große ihren Sommerstiz (auch Nisa Pascha, der frühere Kriegsminister und einer der begütertsten Magnaten des Reiches wohnt in Kadikoj) sondern die Elite der armenischen, griechischen und fränkischen Kaufmannschaft aus dem eigentlichen Stambul, aus Galata, Pera und Tophane, wähl't diesen Punkt alljährlich aus, um dort ihre Familien, die im Winter und einen oder zwei Monate des Frühjahrs hindurch in den engen Straßen der genannten Quartiere wohnen, frische Luft schöpfen und Sommer und Herbst im Freien genießen zu lassen. Der Eindruck, den Kadikoj macht, ist auf den ersten Anblick dieser Bestimmung nicht ganz entsprechend. In keiner Weltgegend, in welche westliche Cultur sich Eingang verschafft hat, herrscht vielleicht weniger Luxus in Betreff der Architektur der Wohnungen wie im Orient, und zumal hier in Konstantinopel. Die allgemein angewendete Bauart aus Holz beschrieb ich Ihnen bereits ausführlicher. In Kadikoj ist sie nun freilich nicht durchgängig angewendet, indem mehre Häuser, zumal im Erdgeschos, massiv ausgeführt sind, aber sie ist für die größere Anzahl Norm geblieben. Am Außern dieser Bauten nimmt man kaum irgend welchen Zierrath wahr; aber sie sind hier und da von recht zierlichen und zum Theil mit Geschmack angelegten Gärten umgeben, in denen die Bosquets aus Myrthen, Lorbeeren und Orangen sich formiren; und haben außerdem in ihrem Innern größere und lustigere Gemächer und Säle, (Divan Hane) als man in den Häusern der eigentlichen Stadt anzutreffen pflegt, was ein stärkeres Gebälk, höhere Stockwerke und mithin eine im Allgemeinen festere Baumethode bedingt. In den letzten zwölf Monaten hatten außer den Kaufleuten auch ver-